

"Verwestdeutschlandisierung" von Familiengründung und familiärer Arbeitsteilung in Ostdeutschland

Baerwolf, Astrid; Thelen, Tatjana

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Baerwolf, A., & Thelen, T. (2008). "Verwestdeutschlandisierung" von Familiengründung und familiärer Arbeitsteilung in Ostdeutschland. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 5609-5619). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153902>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

»Verwestdeutschlandisierung« von Familiengründung und familiärer Arbeitsteilung in Ostdeutschland

Astrid Baerwolf und Tatjana Thelen

Die Flexibilisierungs- und Mobilitätsanforderungen der sogenannten »Zweiten« oder »Post-« Moderne werden im Hinblick auf familiäre Bindungen meist im Sinne einer Destandardisierung von Lebensmodellen und der Loslösung aus traditionellen Abhängigkeiten gewertet (Kohli 2003; Musner 2002; Thien 2002: 19; Beck 1986). Soziodemographische Untersuchungen beschreiben in diesem Zusammenhang die gesellschaftliche Verbreitung ehelicher und anderer familialer Lebensformen sowie das Alter bei der Geburt von Kindern. Die Zunahme von Scheidungsraten und das steigende Alter bei Heirat und Erstgeburt scheinen die Ausbreitung neuer individualisierter Lebensentwürfe zu belegen. Allerdings können diese Forschungen Bedeutungsverschiebungen sowie alltägliche Praxen der Arbeitsteilung innerhalb familiärer Arrangements nicht erfassen. Dies betrifft insbesondere Übergänge und die Prozesshaftigkeit von Familiengründungen sowie deren sozialen Kontext.

In unserer Forschung untersuchten wir individuelle Entscheidungsprozesse im Rahmen der Familiengründung in Ostdeutschland. Zunächst wenig überraschend werden Eheschließung und Kinder häufig im Hinblick auf ihre Kosten und Einschränkungen verhandelt und daher zeitlich verschoben. Im Hinblick auf die familiäre Arbeitsteilung nach der Geburt des ersten Kindes konnten wir allerdings statt einer Tendenz zur Individualisierung eine neue Standardisierung entlang des westdeutschen Gendermodells feststellen. Mit »Verwestdeutschlandisierung« meinen wir in diesem Sinne vor allem die Orientierung am männlichen Ernährer-Modell mit weiblichem Zuverdienst bzw. eine Annäherung an das westdeutsche Phasenmodell im weiblichen Lebenslauf (siehe auch Lewis/Ostner 1994; Esping-Andersen 2003; Kohli 2003). Dieses Ergebnis ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen steht es im Widerspruch zu bisherigen Untersuchungen in den Neuen Bundesländern, die die hohe Wertschätzung weiblicher Erwerbstätigkeit durch beide Geschlechter sowie deren identifikatorischen Wert betonen (Rosenfeld u.a. 2004: 113f.; Thelen 2006a, 2006b). Im Allgemeinen geht man davon aus, dass sich in der sozialistischen Vergangenheit das Zwei-Verdienermodell, das heißt eine weitgehende Angleichung männlicher und weiblicher Erwerbsbiographien durchgesetzt hat (Merkel 1994; Tippach-Schneider 1999). Dementsprechend sind auch lange nach der Wende die öffentliche Kinderbetreuung und die Erwerbsorientierung von Müt-

tern am DDR-Muster orientiert geblieben. Im Zuge der Vereinigung wird sogar vielfach von einer innerdeutschen Annäherung ausgegangen, da auch im Westen Deutschlands die weibliche (Teilzeit-)Erwerbstätigkeit ansteigt und ein Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung gefordert wird. In unserer Forschung hingegen zeigt sich eine Übernahme westdeutscher Modelle bezüglich der außerhäuslichen Kinderbetreuung sowie von Werten insbesondere hinsichtlich der Erziehung der unter Dreijährigen. Während andere Untersuchungen von einer Angleichung als einer »nachholenden Modernisierung« in Ostdeutschland ausgehen, verzeichnen wir vielmehr eine »Traditionalisierung« im Sinne einer »Verwestdeutschlandisierung«.

Die Daten, die diesem Beitrag zugrunde liegen basieren auf insgesamt neun Monaten Feldforschung in einem Stadtviertel Berlins (Marzahn/Hellerdorf) sowie einer ländlichen Ortschaft in Brandenburg (Glindow). Die Forschung fand im Rahmen des EU-finanzierten Projektes »Kinship and Social Security« (KASS) statt.¹ Innerhalb des Projektes haben wir überwiegend mit verschiedenen Formen des qualitativen Interviews sowie mit teilnehmender Beobachtung gearbeitet. Feldzugänge für die teilnehmende Beobachtung boten offene Treffpunkte beispielsweise von Krabbelgruppen, in Familienzentren sowie in Kirchengemeinden. Wir führten vorwiegend themenzentrierte Interviews mit Gruppen und einzelnen Personen, aber auch mit verschiedenen Generationen innerhalb einer Familie sowie mit lokalen Experten; mit Lehrern, Psychologen, Erzieherinnen, Tagesmüttern und Vertretern des Sozial- und Jugendamtes. Dieses Vorgehen vermittelte sowohl den Zugang zu kognitiven Familienbildern und zu diskursiven Auffassungen von Normen und Werten als auch Einblicke in Praxen der Familiengründung und in Prozesse der Traditionalisierung.²

Im Folgenden werden wir zunächst die Familiengründung als solche behandeln und danach die Praxis familiärer Arbeitsteilung in den Blick nehmen.

1 Mehr Informationen zum Projekt siehe: <http://www.eth.mpg.de/kass>; siehe auch Rosenbaum und Timm (2005).

2 Im Folgenden werden wir die unterschiedlichen Datenformen wie folgt kennzeichnen: TB (Aufzeichnungen der teilnehmenden Beobachtung) und LF (Transkription aus halbstrukturiertem Leitfadeninterview). Die Namens Kürzel AB (Astrid Baerwolf), TT (Tatjana Thelen) und TG (Tilo Grätz) bezeichnen den jeweiligen Interviewer. An dieser Stelle möchten die Autorinnen Tilo Grätz, dem verantwortlichen Feldforscher in der ländlichen Gemeinde, für die Bereitstellung seiner Daten für diesen Artikel danken.

Familiengründung

Als Indikatoren für eine Familiengründung gelten soziodemographische Übergänge wie etwa Heirat oder die Gründung eines eigenen Haushalts oder auch die Geburt eines gemeinsamen Kindes. Im Folgenden geht es uns zunächst darum, die emische Bedeutung dieser Indikatoren zu beschreiben.

Heiraten – »wenn dann richtig«

Während eines Gruppeninterviews in einer Ostberliner Krabbelgruppe entstand folgendes Gespräch zwischen Beate (30), Mutter eines zweijährigen Sohnes und Anka (32), Mutter von zwei Töchtern im Alter von 15 Monaten bzw. drei Jahren. Trotz ihrer langjährigen Beziehungen und ihres vergleichsweise »konventionellen« Lebensstils in Einfamilienhaussiedlungen am Rande der Stadt, sind beide nicht mit ihren Partnern und Vätern ihrer Kinder verheiratet.

»Beate erzählt, dass sie mit ihrem Freund schon immer ein Kind haben wollte. ›Ich habe meinen Freund schon seit 10 Jahren jetzt. Und bin nicht verheiratet. Wollte das auch nicht wegen einem Kind, weil es für mich kein Grund ist zu heiraten. (...) Also Familie ist für mich nicht heiraten. (...) Ich weiß nicht, wie es ist verheiratet zu sein, sag ich mal so, ob sich dann wirklich was ändert in der Beziehung oder im Zusammenleben, das können mir ja die anderen erzählen, ich weiß es nicht.« An dieser Stelle bricht sie unvermittelt ab und fragt Anka: ›Warum heiratest Du denn nicht?«

Anka darauf: ›Weil wir kein Geld haben. Mein Freund hat so eine große Familie und der will alle einladen. Wir wollten heiraten, aber dann kam meine erste Tochter dazwischen und dann kam gleich die zweite und jetzt haben wir andere Prioritäten. Vielleicht wollen wir auch noch mal bauen und na ja eine Hochzeit ist eben so teuer, weil wir nich im Kleinen ... Also wir würden nicht im kleinen Rahmen heiraten wollen, denn wenn wir heiraten, dann richtig. Und von daher. Ja ist aber auch jetzt im Moment nicht das Thema. Also mal sehen, vielleicht irgendwann.« (LF. AB/TT. 29.6.2005)

In den Interviewpassagen wird deutlich, dass Heiraten von beiden Frauen zum einen für die Idee »eine Familie zu sein« und zum anderen für die Beziehung, auch mit Kindern, als nachrangig angesehen wird. Scheint eine Hochzeit für Beate nahezu bedeutungslos zu sein, steht sie in Ankas Beziehung immerhin »zur Debatte«, wird aber laut ihrer Erzählung kontinuierlich bei ihren Prioritäten hintangestellt.

Seit der Wiedervereinigung wurde für Ostdeutschland eine zunehmende »Heiratsmüdigkeit« und ein steigendes Alter bei der ersten Hochzeit festgestellt (Meyer 2002). So konnten auch wir in unserer gegenwärtigen Forschung feststellen, dass die Heirat als Ritual der Familiengründung in Ostdeutschland an Bedeutung verliert. Während die Gründung einer Familie auf rechtlicher Ebene noch durch die Heirat definiert wird, ist sie aus emischer Perspektive eher mit der Partnerschaft, dem Zu-

sammenwohnen und vor allem einem gemeinsamen Kind gegeben. Viele junge Paare, die wir interviewt haben, leben schon lange in einer Lebensgemeinschaft, besitzen oder bauen ein eigenes Haus, verdienen gut und haben zumindest ein gemeinsames Kind – sind aber nicht verheiratet. In diesem Zusammenhang hatten wir ein Ergebnis unserer Forschung nicht erwartet; gerade die »großen« Instrumente der Förderung ehelicher Gemeinschaft, also die finanziellen Vorteile einer Heirat, wie beispielsweise das Ehegatten-Splitting, spielen selbst für diese »traditionell lebenden« Paare der Mittelschicht nur eine geringfügige bzw. gar keine Rolle, zum Teil scheinen sie nicht einmal bekannt zu sein.

Der nächste Gesprächsausschnitt zeigt, dass in dem Zuge, in dem die Notwendigkeit formaler Eheschließungen abnimmt, das Hochzeitsfest gerade in diesen mittleren Schichten unserer Feldforschungsorte eine ideelle Aufwertung erfährt. Doreen und Robert sind seit 13 Jahren ein Paar, seit vier Jahren verlobt und haben seit wenigen Monaten ein gemeinsames Kind. Sie bauen in Glindow ein Haus, wollen auch *irgendwann* heiraten, aber im Moment haben sie, wie sie sagen, keine Zeit und kein Geld. Ihre Hochzeit soll ein großes Fest und »perfekt« werden, nicht unbedingt kirchlich, aber zumindest ein größeres Dorffest. In einem Gespräch erläutern sie ihre Vorstellungen durch die Beschreibung von Hochzeiten im Bekanntenkreis:

»Robert: ›Wir haben Hochzeiten gesehen, das waren Hochzeiten und wir haben Standesamtgeschichten gesehen, da sind wir um 11 los und saßen um 2 wieder hier auf dem Sofa. Wenn es sein soll, dann soll es so sein – wo man sich drauf gefreut hat.«

Auch Doreen schließt an: »Wir haben jetzt drei (Hochzeiten) durch, zwei da würde ich sagen das war ein Ulk, das war keine Hochzeit. Und eine war wirklich schön, war sehr schön: eine richtige Dorfhochzeit. Es gab Polterabend und zwei Tage später die Hochzeit mit Gästeumzug durchs Dorf, dann in die Kirche wo die verheirateten Frauen rechts, die Männer links saßen und die Ledigen standen. Das war schön!« (LF. TG. 20.7.2005)

Wie bei diesem Paar, sind es insbesondere Argumente zu den (»zumindest im Moment«) zu hohen Kosten einer Hochzeitsfeier nach den jeweils eigenen Vorstellungen, die in beiden Orten häufig angeführt werden. Heiraten im großen Stil hat Konjunktur, das Ritual wird zum Kostenfaktor. Ein »schickes« Fest, die ersehnte *Märchenhochzeit* entspricht somit der symbolischen Bedeutung des Heiratens. Da junge Paare sich den gewünschten Rahmen häufig nicht leisten können, wird die Heirat auf einen nicht genau bestimmbareren Zeitpunkt in der Zukunft verschoben.

Die Familie in Gründung – ihr Kinderlein kommet, oder auch nicht

Auch die Geburt eines Kindes wird häufig verschoben, allerdings im Gegensatz zur Heirat sehr genau geplant. Denn das gemeinsame Kind begründet mehr als eine ge-

setzliche oder kirchliche Eheschließung die eigene Familie, wie Beate, oben bereits zitiert, ausführt:

»Ein Kind gehört dazu. Ich bin ein Einzelkind und er (ihr Lebenspartner) ist ein Kind von vier Kindern und ja. So ist das für uns normal, dass da ein Kind sein sollte. Und dadurch, dass ich auch viele kenne, die keine Kinder kriegen können. (...) Nachdem es dann zweimal nicht geklappt hat, also ich hab, also alle möglichen Institutionen durchlaufen, hab alles Mögliche mit mir machen lassen. Das es auch wirklich klappt. Also ohne hätte ich mir eigentlich nicht wirklich vorstellen können. Weiß ich auch nicht was dann geworden wäre. Ich glaube die Beziehung wäre weiter gegangen, aber kann ich jetzt nicht sagen. Aber das hat dazu gehört einfach. (...). Ich finde Familie heißt irgendwie für mich ein Kind, da muss ich nicht heiraten.«

Die Schwierigkeit der Entscheidung für Kinder bzw. die häufige Verschiebung des Kinderwunsches stand auch in unserem Feld vor allem Anfang der Familiengründung. Insbesondere für Paare mit hohen beruflichen Ambitionen und guten Positionen bei gleichzeitig erforderlicher Mobilität und Flexibilität, also insgesamt einer hohen, vor allem zeitlichen Einsatzbereitschaft, werden Kinder zur Verhandlungssache.

Der folgende Gesprächsausschnitt zwischen Michael, 39, und Jenny, 28, seit fünf Jahren ein Paar, exemplifiziert diese Problematik. Sie wünscht sich zeitnah Kinder, wohingegen er große Bedenken hat. Beide sind beruflich sehr engagiert, wobei er (momentan) wesentlich mehr verdient. Er sagt, das Thema Kind sei noch nicht abgeschlossen, spiele aber im Moment keine Rolle. Sie fragt nach:

»Jenny: Warum?

Michael: Das weißt du ganz genau. Im Moment die Zeit lässt es einfach nicht zu und ich heutzutage einfach anders zu Kindern stehe, in diese Welt ein Kind reinzusetzen, ist sträflicher Leichtsinn ... Weil man Verantwortung übernimmt, die man wahrscheinlich gar nicht erfüllen kann, oder weil es ganz große Risiken gibt, dass man die nicht erfüllen kann.

Jenny: Das liegt ja nur an dir.

Michael: Das liegt nicht nur an mir. Es gibt so viele Einflüsse heutzutage, die das verhindern. Ich möchte ein Kind, wenn ich mich heut überhaupt noch mal für ein Kind entscheiden würde, dann möchte ich es wirklich auch in Sicherheit und Geborgenheit aufziehen, und das ist im Moment einfach nicht gegeben.

Jenny: Wieso? Du bist doch schon eigentlich-

Michael unterbricht sie: Ja na gut, aber ich bin doch kein Beamter und hab nen Lebensvertrag. Ich bin freiberuflich, arbeite für Unternehmen, die alle irgendwo risikobehaftet sind, und ganz schnell den Bach runtergehen könnten.

Jenny: Jeder heutzutage könnte seinen Job verlieren.

Michael: Deswegen sage ich ja, es ist ein Risiko, heutzutage ein Kind in die Welt zu setzen-

Jenny unterbricht ihn: Aber daran messe ich ja nicht, ob ich ein Kind kriege oder nicht.

Michael fragt nach: Nee? Wirklich? Ich finde das schon wichtig, das sollte man schon beachten.

Jenny: Toll, für mich ist aber nun mal Familie Kinder kriegen.«

In der jetzigen Situation, in der in Michaels Augen die für ein Kind notwendige berufliche und damit auch finanzielle Sicherheit nicht gegeben ist, sei ein Kind für ihn »wie Lotto spielen«, »ein Kind ist doch kein Experiment!«. Er verweist auch darauf, dass sie noch keinen unbefristeten Vertrag habe, woraufhin sie ihm zustimmt, dass sie natürlich unter diesen Umständen momentan auch kein Kind wollen würde (LF. AB. 20.9.2005).

Während Michael Kinder nicht grundsätzlich ablehnt, aber in seinen Argumenten wenig Optionen auf eine mögliche Entscheidung *für* Kinder aufscheinen, möchte Jenny unbedingt Kinder. Gleichzeitig schwankt auch sie in der Diskussion, wenn es um ihre berufliche Zukunft und zum Teil auch um mobile Partnerschaftskonzepte geht. Während ihrer Beziehung durchlebten sie schon einige längere beruflich bedingte Trennungen. Er kann sich dieses Lebensmodell auch künftig und auf längere Sicht vorstellen. Auch Jenny sagt einerseits, dass sie Angebote im Ausland langfristig durchaus wieder annehmen würde. Andererseits kann sie sich das mit einem Kind nicht vorstellen. Und gleichzeitig drückt auch sie ihr Sicherheitsbedürfnis aus, wenn sie sagt, dass sie ein Kind erst bei Festanstellung bekommen wollen würde.

Zwei Aspekte an dieser Auseinandersetzung erscheinen uns wichtig. Zum einen wird deutlich, wie sehr Flexibilitätsanforderungen auf dem Arbeitsmarkt generative Entscheidungen beeinflussen können. Im oben genannten Beispiel sehen beide für die Vereinbarung ihres (vor allem *ihres*) Kinderwunsches mit ihren gegenwärtigen Job-Situationen sowie den unsicheren, in jedem Fall Mobilität und Flexibilität erfordernden beruflichen Zukunftschancen – die sich gleichzeitig mit ihren eigenen Ambitionen decken, eigentlich keine Lösung. Das heißt, bei diesem Paar bleibt die »Verhandlungssache Kind« zunächst offen.

Zum anderen scheint auf, dass die Entscheidung für ein Kind durch bestimmte Vorstellungen über ein »richtiges« familiäres Umfeld geprägt sind, das heißt Stabilität und Geborgenheit werden vor allem als körperliche Anwesenheit der Eltern vorgestellt. Das heißt auch, die beruflich bedingte Abwesenheit, insbesondere der Mutter, scheint nicht denkbar und daher kaum vereinbar mit dem Kinderwunsch. Damit stellte sich für »unsere« Paare auch bei vorhandenem Kinderwunsch vor

allem die Frage, ob eine Anpassung, das heißt meistens Einschränkung der Berufstätigkeit der Frauen, in gewünschtem Maße möglich ist.

Entscheiden sich Frauen unter als ungünstig bewerteten Umständen – als diese gelten ganz allgemein Arbeitsplätze in der freien Wirtschaft (vor allem lange bzw. ungünstige Arbeitszeiten) – dennoch für, womöglich auch mehrere Kinder, ernten sie häufig Unverständnis in ihrem Umfeld, wie folgendes Beispiel aus einem Geburtsvorbereitungskurs in Marzahn/Hellersdorf zeigt.

»Antje, stellvertretende Leiterin eines Supermarktes, deren Mann Schicht arbeitet, beschreibt, dass sie sich trotz der Unvereinbarkeit ihrer Arbeitszeiten und der bis heute sehr schwierigen Betreuung ihres ersten Kindes für ein zweites entschieden hat: »Das war sicher nicht immer gut für meine Tochter, aber was soll ich machen, kein zweites Kind bekommen?« Unter den Frauen entsteht eine Diskussion. Eine zweite Frau betont mehrmals, dass sie unter diesen Umständen auf keinen Fall ein weiteres Kind bekommen würde. Sie selbst habe sich schon nur für ihr erstes Kind entschieden, weil sie wusste, dass sie in der Verwaltung würde halbtags arbeiten können und ihren Kindern viel Zeit »zukommen lassen« kann. Die anwesenden Frauen sind sich einig, dass sie damit die ideale Voraussetzung für Familie hat: ihr Mann verdient das Haupteinkommen, sie verdient halbtags dazu und hat genügend Zeit, sich um die beiden Kinder zu kümmern.« (TB. AB. 18.5.2005)

Mit dieser Diskussion unter (werdenden) Müttern ist angedeutet, welche Modelle weiblicher Erwerbstätigkeit ostdeutsche Frauen mit Kindern sich zunehmend selbst zuschreiben. Im geführten Diskurs zur Lebensführung mit Kindern und zur »richtigen« Kindererziehung scheint der Einfluss westdeutscher Vorstellungen auf, die in der Praxis familiärer Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes noch deutlicher werden.

Nach der Familiengründung: Normative »Verwestdeutschlandisierung«

Die beschriebenen normativen Vorstellungen, die von uns befragte Paare zur Voraussetzung für Kinder erklären, beeinflussen entscheidend die innerfamiliäre Arbeitsteilung nach der Familiengründung. Hier beobachten wir eine deutliche Anpassung an westdeutsche Lebens- und Erziehungsmodelle (siehe auch Baerwolf/Thelen 2006; Thelen/Baerwolf/Grätz 2006; Thelen/Baerwolf 2007).

Insbesondere für die mittleren Schichten, die sich nach mehr oder weniger »harten Verhandlungen« mit ihren beruflichen Vorstellungen, mit ihren Partnern und den eigenen Lebensentwürfen für Kind oder Kinder entschieden haben, gilt:

»Aus dem Überraschungsbesuch ist ein Ehrengast geworden, den man erst nach sorgfältiger Planung empfängt, und sobald er da ist, dreht sich alles um ihn. Wenn er wieder geht, soll niemand

behaupten können, es hätte an irgendetwas gefehlt.« (*Brigitte*, Dossier »Machen Kinder glücklich?«, 8/2006)

In diesem Zitat drückt sich, ebenso wie in den oben zitierten Überzeugungen der Mütter und Schwangeren aus dem Geburtsvorbereitungskurs ein weiteres Ergebnis unserer Forschung aus. Mit der steten Abnahme der Anzahl der Kinder in den mittleren Schichten steigt der symbolische Wert des einzelnen Kindes, was sich in einer angestrebten maximal guten qualitativen Versorgung und Betreuung niederschlägt. Dies zeigt sich beispielsweise in dem Anspruch, viel Zeit mit den eigenen Kindern zu verbringen statt der Orientierung, insbesondere der Mütter, auf volle Berufstätigkeit. Auch für die materielle Ausstattung der Kinder in Bezug auf eine gute Ausbildung, häufig auch Auslandsaufenthalte, Versicherungen, Kinderzimmer, Urlaube und andere Förderungen sind die Eltern bereit, große Investitionskosten auf sich zu nehmen.

Verbunden mit dem hohen Wert des einzelnen Kindes oder der wenigen Kinder und den daraus resultierenden Ansprüchen an die umfassende Betreuung und Versorgung insbesondere der unter Dreijährigen werden Standards gesetzt, die sich mit einer Vollerwerbstätigkeit nur schwer vereinbaren lassen würden. Überzeugte Eltern, und dies sind vorwiegend die Mütter, sind bereit, um für ihre Kinder das Beste zu tun, ihre Berufstätigkeit einzuschränken, und sich damit zumindest zeitweise mehr oder weniger freiwillig aus dem Arbeitsmarkt zurückzuziehen.

So war bei den Müttern in unseren Fallstudien generell eine langsame Verlängerung des Erziehungsurlaubes über das früher übliche »Babyjahr« hinaus festzustellen. Obwohl zumindest in den höher gebildeten Gruppen eine weibliche Erwerbstätigkeit nach der Elternzeit durchaus noch angestrebt wird, so doch keine Vollerwerbstätigkeit, sondern Teilzeitbeschäftigung. Dies bedeutet zumeist einen sehr langsamen Wiedereinstieg in den Beruf etwa mit anfänglich einem Tag pro Woche und einer langsamen Steigerung der Stundenanzahl auf ca. 30 bei Erreichen des Schulalters der Kinder.

Zudem gibt es eine, zumindest für Ostdeutschland neue, allgemein anerkannte, gewissermaßen »gefühlte« Grenze von drei Kindern, ab der eine Mutter als nicht mehr (voll)erwerbsfähig gilt. So begründen beispielsweise zwei Mütter, die beide gerade ihr zweites Kind bekommen haben, ihre Entscheidung, kein drittes Kind mehr zu wollen, zunächst damit, dass es finanziell nicht ginge. Nach einigem Überlegen fügt eine der beiden hinzu:

»Eigentlich ist es vor allem, weil ich dann überhaupt nicht mehr arbeiten könnte. An sich kosten ja Kinder nicht viel, wenn man nicht besondere Vorstellungen hat, aber arbeiten, das wird schwierig.«

Sie führte bei ihrem ersten Kind noch einen eigenen Laden, den sie vor der Geburt des zweiten auf Internetversandhandel umstellte. Auch diese Arbeit zu Hause glaubt sie mit drei Kindern nicht mehr schaffen zu können. Ihre Freundin trägt sich eben-

falls mit dem Gedanken, nach der Geburt ihres zweiten Kindes ihre Halbtagsstelle im öffentlichen Dienst ganz aufzugeben und freiberuflich und von zu Hause aus eine – bisher als Nebentätigkeit betriebene – Kosmetikberatung auszuüben (TB. AB. 2.10.2005).

Mehrere Experten bestätigten, dass ab zwei und mehr Kindern die Frauen in der Regel nicht mehr in die Berufstätigkeit zurückkehren. Diese Unvereinbarkeit von Erziehungs- und Erwerbsarbeit, wie sie von Müttern und Experten wahrgenommen wird, und die sich im freiwilligen längerfristigen Rückzug von Müttern vom Arbeitsmarkt ausdrückt, ist eine deutliche Veränderung gegenüber den Verhältnissen in der DDR sowie der nachfolgenden Dekade, als die Erwerbstätigkeit auch bei mehreren Kindern üblich war und als selbstverständlich galt.

Als Gründe für ihre Entscheidungen gegen einen (früheren) beruflichen Wiedereinstieg geben Mütter aus allen Milieus an, wenig karriereorientiert zu sein und lieber viel Zeit mit den Kindern verbringen zu wollen. Typische Argumente sind, dass die Kinder *»nicht von anderen erzogen werden sollen«* oder *»ich hab die Kinder für mich bekommen«* (TB. TT/AB 29.6.2005). Das bedeutet, die eigene partielle oder gänzliche Exklusion vom Arbeitsmarkt wird in der subjektiven Selbsteinschätzung durchaus positiv erlebt oder zumindest so dargestellt.

Diese Entwicklungen deuten auf eine langfristige Annäherung an das westdeutsche Modell des männlichen Ernährers mit weiblichem Zuverdienst hin. In beiden Orten finden wir in der Gruppe der jungen Eltern überwiegend *male breadwinner*-Arrangements, die denjenigen in Westdeutschland ähneln bzw. angestrebt werden. Der Wertewandel ist besonders interessant bei denjenigen, die als Kinder in der DDR die volle Berufstätigkeit ihrer Mütter erlebt haben, und auch als Mütter später selbst, zumindest zunächst, (vollzeit-)berufstätig waren.

»So zum Beispiel eine Frau, deren allein stehende Mutter mit drei Kindern immer erwerbstätig war und die selbst bei ihren älteren Kindern (heute 10 und 9) anfänglich noch über 10 Stunden täglich als Frisörin arbeitete. Später nahm sie eine Halbtagsstelle als Putzfrau an. Seit ihrem dritten Kind ist sie zu Hause und sagt heute: »Zeit für meine Kinder ist bei mir die höchste Priorität, ich will nicht wie früher, die Kinder so nebenbei großziehen.« (TB. AB. 11.10.2005)

Die Tendenz zu immer mehr Familie und immer weniger Beruf findet sich bei vielen Müttern der heutigen Familiengründergeneration.

Schlussbemerkung

Die Beispiele um Entscheidungsprozesse und Praxen der Familiengründung zeigen, dass die im Hinblick darauf gewachsene definatorische Bedeutung von Kindern im

Vergleich zur Heirat in Zusammenhang steht mit der gleichzeitig zu beobachtenden Verschiebung im Rollenverständnis der Geschlechter.

In Übereinstimmung mit Theorien der Postmoderne spielt die Heirat für viele der von uns befragten jungen Familien für die Familiengründung keine Rolle bzw. eine veränderte Rolle. Dies trifft nicht nur auf Fälle konsekutiver Familiengründungen zu, sondern auch auf die erste Partnerschaft mit Kind und ebenso auf Paare mit vergleichsweise »traditionellem« Lebensstil. Man könnte vermuten, dass die Tendenz zum weitgehenden Auseinandertreten von Ehe und Familie auf eine Modernisierungstendenz, das heißt eine Auflösung »traditioneller« bzw. generell langfristiger Bindungen verweist. Allerdings sind die von uns beschriebenen Familien ohne Heirat nicht nur durchaus auf Zukunft angelegt, sondern häufig auch bereits langfristig bestehend. Interessanter jedoch, und dies steht im Widerspruch zur häufig postulierten Individualisierung in der Postmoderne, weisen die jungen Eltern nach der Geburt des ersten gemeinsamen Kindes, das heißt nach Familiengründung, einen hohen Grad an Traditionalisierung in der Verteilung der häuslichen Arbeit und Erwerbstätigkeit auf.

Im Gegensatz zu früheren Befunden aus den neuen Bundesländern finden wir vor allem in der Generation der heutigen Familiengründer eine starke Angleichung an westdeutsche Ideale und Praxen der männlichen Zuverdienerhe.³ Dieser Wertewandel hin zu einer »Verwestdeutschlandisierung« findet in unseren Fallstudien sowohl im ländlichen als auch im städtischen Umfeld statt.

In diesem Zusammenhang werden in besonderer Weise Flexibilisierungsanforderungen der Erwerbsarbeit als Rahmenbedingungen von Familienplanung relevant, denn diese werden oft als Widerspruch für die Qualität der Erziehung gesehen. In unseren Beispielen wurden die Bedingungen eines flexibilisierten Arbeitsmarktes als persönlicher Flexibilisierungs- und Mobilisierungsdruck erlebt, während gleichzeitig die Elternschaft, insbesondere die Mutterschaft, neue essentialisierte Qualitäten verlangt.

Literatur

Baerwolf, Astrid/Thelen, Tatjana (2006), »Familiengründung und Retraditionalisierung in Ostdeutschland, ein Forschungsbericht«, in: Fikentscher, Rüdiger (Hg.), *Gruppenkulturen in Europa*, Halle, S. 69–84.

Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M.

Esping-Andersen, Gøsta (2003), *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Cambridge.

³ Aufgrund der festgestellten »Heiratsmüdigkeit« ist der Begriff Zuverdiener-Lebensgemeinschaft zutreffender.

- Huinink, Johannes/Wagner, Michael (1995), »Partnerschaft, Ehe und Familie in der DDR«, in: Huinink, Johannes/Mayer, Karl Ulrich/Diewald, Martin/Solga, Heike/Sorensen, Annette/Trappe, Heike, *Kollektiv und Eigensinn. Lebensläufe in der DDR und danach*, Berlin, S. 145–188.
- Kohli, Martin (2003), »Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn«, in: Allmendinger, Jutta (Hg.), *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen zum 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002*, Opladen, S. 525–545.
- Lewis, Jane/Ostner, Ilona (1994), *Gender and the Evolution of European Social Policy*, Bremen: Zentrum für Sozialpolitik, Universität Bremen.
- Merkel, Ina (1994), »Leitbilder und Lebensweisen von Frauen in der DDR«, in: Kaelble, Hartmut/Kocka, Jürgen/Zwahr, Hartmut (Hg.), *Sozialgeschichte der DDR*, Stuttgart, S. 359–382.
- Meyer, Thomas (2002), »Private Lebensformen im Wandel«, in: Geißler, Rainer (Hg.), *Die Sozialstruktur Deutschlands. Die gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung*, S. 401–429.
- Musner, Lutz (2002), »Vom angeblichen Ende der Arbeitsgesellschaft. Zur Ideologie bewegter Zeiten«, in: Gruber, Sabine/Löffler, Klara/Thien, Klaus (Hg.), *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*, Wien, S. 177–194.
- Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth (2005), *Verwandtschaft und soziale Sicherheit in Deutschland im 20. Jahrhundert. Soziologisch-historischer Bericht*, Ms., Göttingen/Wien.
- Rosenfeld, Rachel A./Trappe, Heike/Gornick, Janet C. (2004), »Gender and Work in Germany: Before and After Reunification«, *Annual Review of Sociology*, Jg. 30, S. 103–124.
- Thelen, Tatjana/Baerwolf, Astrid/Grätz, Tilo (2006), »Ambivalenzen der Flexibilisierung: Traditionalisierung in Familien- und Geschlechterbeziehungen in Ostberlin und Brandenburg«, *Working Paper*, Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung, Nr. 89, Halle.
- Thelen, Tatjana (2006a), »Lunch in an East German Enterprise: Differences in Eating Habits and Their Interpretation as a Symbol of Collective Identities«, *Zeitschrift für Ethnologie*, Jg. 131, S. 51–70.
- Thelen, Tatjana (2006b), »Experiences of Devaluation: Work, Gender and Identity in East Germany«, *Working Paper*, Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung, Nr. 85, Halle.
- Thelen, Tatjana/Baerwolf, Astrid (2007), »Traditionalisierung in der Flexibilisierung. Kinderbetreuung und familiäre Arbeitsteilung in Ostberlin und Brandenburg«, in: Szydlik, Marc (Hg.), *Flexibilisierung – Folgen für Familie und Sozialstruktur* (im Erscheinen).
- Thien, Klaus (2002), »Rhythmus – Takt – Gleichzeitigkeit. Zur Geschichte der »Freizeit«, in: Gruber, Sabine/Löffler, Klara/Thien, Klaus (Hg.), *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*, Wien, S. 11–28.
- Tipach-Schneider, Simone (1999), »Sieben Kinderwagen, drei Berufe und ein Ehemann. DDR-Frauengeschichten im Wandel der Sozialpolitik«, in: Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR e.V. (Hg.), *Fortschritt, Norm und Eigensinn. Erkundungen im Alltag der DDR*, Berlin, S. 129–150.